

Eine Grabung an der ehemaligen St. Marien-Kirche.

(Vorläufiger Bericht.)

Von Baurat Fr. Kuhbach, Trier.

Die alte Kirche von St. Marien lag nördlich vor der Stadt am Moselufer im Sandhof der Frauenabteilung des neu angelegten Strandbades, die Lage entspricht etwa der Lage der Unterführung dort. Von der 1733 begonnenen Kirche des 18. Jahrhunderts, die der Paulinskirche ähnelte, nur etwas kleiner mit 2 Türmen, sind einzelne Pfeilerfundamente festgestellt worden; dieselbe war nämlich auf Pfeilern mit unter dem Boden dazwischen gespannten Bögen, die das Mauerwerk trugen, errichtet. Das war ein Glück, denn unter diesen Bögen blieb der alte Befund teilweise bestehen. Allerdings hat der Abbruch von Kirche und Kloster seit 1805 derartig tief gegriffen, daß eigentlich nur mehr in der Nähe der Grenzmauern des Grundstücks höher reichende Mauerreste verblieben sind.

Dazwischen finden sich nur noch einzelne Fundamentlagen und die Baugruben, selbst die Fußböden des Baues sind total beseitigt. Man hat jedenfalls mit dem Baumaterial noch lange Handel getrieben.

Anders im Garten des Exzellenzhauses, wo der Abbruch nur bis zu einer für die Beplanzung nötigen Tiefe durchgeführt wurde, abgesehen von einer kleinen Grabung 1825, als Quednow eine Reihe Fundamentquader der älteren Kirche herau hob, die römische Bildwerke zeigten und in die Sammlungen der Regierung kamen.

Das Kloster lag südlich der Kirche; ein französischer, nicht allzu genauer Plan¹ hat uns den Befund kurz vor dem Abbruch erhalten, eine rohe Ansicht des 16. Jahrhunderts, die das mittelalterliche Bild der Moselfront gibt, befindet sich im Moselmuseum.

Im Sandhause des Männerteiles des Strandbades zeigen sich an der Gartenmauer noch einzelne Reste von Quadermauerwerk und Wandpfeilern, sie gehören zum alten Kreuzgang und einem großen Konventsaal der Zeit um 1000, der später aufgeteilt worden war.

Dieser Saal hatte am Offende eine breite Rechtecknische, ähnlich wie ursprünglich der einst mit einem gemalten Fries versehene Saal im Hauptgeschoß des Simeonsklosters.

Kommen wir zur Kirche zurück. Die Ausgrabung des Chores und der zerstörten Gräfte, die 980 unter Egbert geweiht wurden², gestaltete sich sehr schwierig. Über diese Teile läuft die Grenzmauer zum Exzellenzhaus, die eine völlige Freilegung der Befunde darunter verbot und nur kleine Stichgräben unter Anwendung reichlicher Abstützungen zuließ. Auf der anderen Seite im Garten des Exzellenzhauses liegt über dem Chor teilweise ein Aussichtshügel mit altem verwilderten Baumbestand und Wurzelstöcken bereits beseitigter Bäume, auch hier war daher die Zugänglichkeit der Befunde sehr beschränkt. Soll der Restbestand von Chor und Gräften ganz freigelegt und wie wünschenswert (vgl. unsere Notiz in der Trierischen Landeszeitung vom 29. 4. 1933 „Eine Entdeckung in St. Marien“) in einem Modell festgelegt werden, so muß dieses Mauerstück unter vorsichtiger Schonung der eingeschlossenen Reste der Kirchenmauer erst abgebrochen und der Hügel und einige der Bäume entfernt werden, was sich technisch auch dadurch rechtfertigt, daß die Mauer dort sehr schlecht fundiert ist und von den Bäumen und dem Hügel gefährlichen Druck erhält.

Unsere Sondierungen haben nun hier für die ältere Zeit folgendes ergeben: Die ältesten Befunde, die durch eine peinliche Grabung noch weiter zu klären sein dürften, gehen vermutlich in die merowingische Zeit zurück, es könnte dort eine Rundkirche gelegen haben, deren Orientierung von der späteren Kirche etwas nach Süden abwich. Anscheinend von deren Vorhalle wurden eigenartige Fundamentreste, etwa in der Mitte der späteren Kirche, angeschnitten. Der Rundbau, vielleicht mit holzgestütztem Mittelring, müßte etwa die Weite der späteren Langkirche und etwa $\frac{1}{3}$ des Flächenraumes derselben besessen haben. Die Mauerfluchten der „Vorhalle“ wären dann senkrecht, also radial auseinanderweichend auf die Kreismauer gelaufen.

Die „Vorhalle“ hat dabei 2 Perioden, die größere und wohl ältere Vorhalle hat eine Fundamentgrubentechnik, die bisher in Trier nicht beobachtet wurde. Die Ränder der Grube sind zwar lotrecht, aber in ihrem Laufe sägezahnartig schwankend. In dieser Grube liegt zunächst eine Trockenpackung von alten Mauersteinen, Mörtelschutt, Alt-Mörtel- und Estrichbrocken, alle römischen Ursprungs, aber hier in zweiter Verwertung. Darüber ist in festem Kiesmörtel eine Packung in besserem Steinen plattenartig gebreitet, deren Mörtel fest an den gezähnten Grubenrand reicht.

Von der Trockenpackung sind einzelne Steine wieder in die Grubensohle tiefer eingelassen, das Fundament ist gewissermaßen mit dem Boden horizontal und vertikal verzahnt.

¹ Staatsarchiv, Koblenz.

² Görz, Mittelrhein. Regesten.

Wir haben diese Technik, nur etwas mehr verflacht, noch an einer anderen Stelle in St. Marien gefunden, an dem ältesten Teile einer mehr südlich gelegenen schon um 1000 aufgegebenen Bauanlage, vermutlich einem großen Wohnbau. Dort ist die Schicht über der trockenen Trümmerpackung noch besser erhalten und läßt erkennen, daß darauf Quader lagen. Es handelt sich also nicht um eine primitive Ausübung der Baukunst, sondern um eine irgendwoher eingeführte Technik, die in dem reinen Sandboden von St. Marien unverständlich ist. Sie läßt am ehesten an die Fundierung auf alten Pfahlrosten und weichem, von Bäumen durchsetzten Boden denken: für St. Marien werden wir da auf Willibrord geführt, der 698 als Bischof von Utrecht nach Trier kam und dessen Tragaltar mit einer aus Rom stammenden Marienreliquie als Erinnerung an seine bischöfliche Tätigkeit in Holland und Friesland, die er noch von Trier aus durchführte, in St. Marien aufbewahrt wurde. Unter ihm, z. Zt. des verweltlichten Milo, ist von Sankt Marien aus höchstwahrscheinlich eine Zeitlang das Trierer geistliche Hirtenamt ausgeübt worden, wie z. B. die Weihe der Pauluskirche andeutet. Liehs (Heilige des Bistums Trier 1837) gibt jedenfalls der Klostertradition Ausdruck, wenn er schreibt: „Er (Willibrord) hielt sich geraume Zeit in dem Kloster St. Marien zu den Marthrern bei Trier, welche er verschönerte, auf und versah unter der minder glücklichen Regierung des Milo das bischöfliche Amt zu Trier“. Willibrord stand den Pipiniden nahe, er taufte den Sohn Karl Martell's, den nachmaligen König der Franken. Willibrord wurde bekanntlich in Echternach begraben (738), Alcuin schrieb zur Zeit Karls des Großen sein Leben.

In St. Marien kann man dem Tragaltar eines solchen Mannes schon eine besondere Bedeutung für die Klostergeschichte zuschreiben³. Wenn wir annehmen, daß Willibrord um 725 in St. Marien weilte (Milo fällt 713—753) so dürfte der leichte Bau, deren „Vorhalle“ er verschönerte, ehestens 70 Jahre vorher erbaut sein, also um 650. Wir kommen hier in die Mitte des Jahrhunderts, in dem die fränkischen Trierer Bischöfe die alten Stadtcometerien vernachlässigten und an neuen Stellen, nämlich am Moselufer und im freien Lande Kirchen gründeten, in denen sie auch begraben wurden: St. Martin, wo Magnerich ruhte, St. Symphorian, wo Modowald begraben wurde; Numerian lag in Euren, Hildulf in den Vogesen, erst Basinus († 695) wird wieder in Maximin begraben, und diese alte Stätte war 670 von Hildulf erneuert worden. In dieser Zeit der Verlassenheit verfiel die alte Kirche in St. Eucharius und in das Grab des Maximinus trat das Grundwasser, sodaß Hildulf es verlegte. In dieser Zeit werden, wohl unter dem Einfluß der irischen Mission Kolumbans und seiner Schüler stehend, auch Bantus und Beatus genannt, zwei Trierer Priester, die sich in die Vogesen zurückzogen, aber dann (um 640 gestorben) in Trier begraben sind: Bantus zwischen Dom und Palast, Beatus in St. Marien, also nicht weit von Pfalzel und St. Martin, was uns darauf schließen läßt, daß Beziehungen zu offiziellen Kreisen bestanden. Beatus lag in St. Marien in einem Marmorsarg hinter dem Hochaltar, eine karolingische Aufbahrung des Hauptes iligen, die sich auch in Trier schon im 9. Jahrhundert nachweisen läßt, als man die Heiligen aus den Gräften herauholte. Beatus kann früher schon in Sankt Marien in anderer Form bestattet gewesen sein. Anders ist es mit Leguntius (5. Jahrhundert) und Rusticus (6. Jahrhundert), die ebenfalls mit St. Marien in Verbindung gebracht wurden. Beide lagen im Mittelalter in St. Paulin; wenn Leguntius einmal in St. Marien gelegen haben sollte, so kann nur eine Uebertragung vorliegen, wie sie im 7. Jahrhundert aufkamen, denn altchristliche Gräber, wie sie durch die bekannten Marmortituli auf den alten Cometerien bezeugt sind, fehlen in Sankt Marien. Rusticus soll in St. Marien zurückgezogen gelebt haben. Selbst dies auf St. Marien bezogen, kann darauf hingewiesen werden, daß gegenüber St. Marien Einsiedler nachgewiesen sind (Hieronymushöhle usw.); die Gegend war sehr entlegen, die heutige Straße ist neueren Datums, auch St. Jost als Aussätzigenheim bezeugt die Entlegenheit. Demnach könnte man des Rusticus Einsiedelei dort suchen.

Die merowingische Kirche, vermutlich also ein Rundbau wie St. Maria auf der Feste in Würzburg (706 von einem Franken gebaut) und dann auch an den Rundbau vor der römischen Grabkammer in Ehrang erinnernd, der ins 7. Jahrhundert zu setzen ist⁴, bestand also noch zur Zeit Willibrords, und damals noch wird eine Art Herrenhaus südlich davon, dessen Fundamentbefund wir eben mitteilten, entstanden sein. Dieses fluchtete nicht wie das spätere Kloster, sondern etwas nach Norden davon abweichend. Beide Bauten waren etwa senkrecht auf das sich windende Flusser gerichtet.

In karolingischer Zeit wurden dann Kirche und Kloster neu errichtet, in ihrer Fluchtung

³ Vielleicht erklären sich in diesem Zusammenhange auch die Angaben des 10. Jahrhunderts über St. Marien als Bischofssitz.

⁴ Man müßte hier allerdings noch den innern Pfostenring nachweisen.

nunmehr die Divergenz beider älteren Bauten vermittelnd, d. h. den Winkel der Divergenz halbierend.

Vom karolingischen Kloster haben wir noch nichts feststellen können; die Klosterreste, die wir eingangs schilderten, gehören wohl erst der Zeit nach den Normannen an. Nicht so die Kirche. Sie hatte bis 1733, wo sie dem Neubau des 18. Jahrhunderts weichen mußte, ihre karolingische Form ziemlich bewahrt: ein vermutlich einschiffiger Raum mit Apsis, etwa 14 Meter × 32 Meter im Lichten, mit 2 karol. Gräften und karol. Vorhalle, dann noch spätere Gruf- und Turmeinbauten als Bereicherung. Vor der Apsis lief ein unterirdischer Quergang, von dem die Gruft unter der Apsis und dieser westlich gegenüber eine weitere Gruft zugänglich waren.

Die Apsis war in ihrer ersten Form innen mit Marmor verkleidet, der in Bleipfropfen verdübelt war und auf dickem Ziegelmörtel haftete. Ferner war noch eine Fußbodenheizung eingebaut, wohl zur Zeit Karls des Großen und noch später, wohl erst kurz vor der Normannenverwüstung, war diese Heizung zu Gunsten eines höheren Gruftgewölbes beseitigt worden.

Eine prächtige Vorhalle, im Schema der Bogenstellungen des Planes von St. Gallen (Novizenhaus) und des Atriums vor dem Aachener Münster war noch bis 1805 erhalten, allerdings seit etwa 1733 auf einen Platz nördlich der Kirche versetzt, wo vorher die Pfarrkirche St. Johann gestanden hatte⁵.

In frühester karolingischer Zeit liegen dort in der Mitte der Kirche auch Gebeine der Thebäer. Die Gruben, in die älteren Befunde der merowingischen „Vorhalle“ einschneidend, eine brunnenartig und im 16. Jahrhundert noch erwähnt („an der linken Seite der Kirche außerhalb des Chores“), sind heute alle leer und mit Schutt gefüllt⁶. Einzelgräber und Sarkophage sind in St. Marien selten, zumal in der Kirche von uns noch nicht beobachtet. Hinter dem Chor fanden wir einige Gebeine in einer Sammelgrube und in der Klostermauer dabei eingemauert in 2. Szlung einen fränkischen Sarg, nahe Fußboden stehend, noch die Gebeine haltend. Er hat die in Trier auf den Cömeterien niemals übliche Trapez-Form mit schmalem Fußende, sauber und dünnwandig aus Jurakalk gearbeitet, leider ohne den ersten Deckel. Es muß ein Mann gewesen sein, der mit der Klostergründung ehrenvoll in Beziehung stand, die Art, wie der Sarg aufgestellt ist, beweist das.

Solche Särge haben wir in Psalzel und Mettlach zu Anfang des 8. Jahrhunderts, sehr schöne im Bonner Münster usw. Wir sehen hier den neuartigen ländlichen Charakter von St. Marien dicht bei den älteren städtischen Cömeterien Triers in Erscheinung treten. Wichtig ist noch ein überraschender Befund am Moselufer: Reste einer Ringmauer mit Mauerturm, ebenfalls aus karolingischer Zeit. Der Mauerring bildete vermutlich ein Polygon von etwa 150 Meter Durchmesser und gab dem ganzen eine burgartige Erscheinung, wie sie auch das Bild im Moselmuseum noch vermittelt.

Diese Ringmauer würde zeitlich zwischen die beiden in St. Matthias von mir nachgewiesenen gleich starken Ringmauern des 6. und 10. Jahrhunderts zu setzen sein. Die weitere Verfolgung der Ringmauer, die zahlreiche kleine Bruchstücke römischer Grabmonumente enthält und Ziegeldurchschuß zeigt, ist eine der wichtigsten Aufgaben auf diesem Platze. Ferner ist wichtig die vollständige Feststellung des „Herrenhauses“ des 8. Jahrhunderts und natürlich noch die vollständige Untersuchung und weitere Aufnahme der beiden Kirchen und ihrer Umgebung, deren Schwierigkeit bei Chor und Gruft wir bereits oben geschildert haben. Nebenbei wird man natürlich auch der weiteren Freilegung des Klosters und der Auffindung des karolingischen Klosters Aufmerksamkeit schenken müssen.

Der rheinische Boden birgt in Trier zahlreiche wichtige Urkunden für die Anfänge der rheinischen Kunstgeschichte; sie zu lesen, wäre auch in Sankt Marien erforderlich.

⁵ Die Möglichkeit eines dritten Baues dieser Fluchtung zwischen den beiden festgestellten Anlagen vorkarolingischer Zeit besteht allerdings auch und ist noch mit dem Spaten nachzuprüfen.

⁶ Skizze bei M. Fr. J. Müller. Ms. (Schicksale der Trierer Gotteshäuser). Wir vermuten, daß sie vor der Kirche stand.

⁷ Ihr Inhalt wird wohl 1805 nach St. Paulin übertragen worden sein. Es liegen mehrere, nicht gleichzeitige Gruben vor, über die örtliche Herkunft der Gebeine gibt es keine Überlieferung, in St. Maximin waren bekanntlich Gebeine aus Trier-West in einem „Brunnen“ niedergelegt. Ein solcher „Brunnen“ muß sich auch in St. Paulin befunden haben, denn beim Graben der Fundamente des Turmes von 1740 stieß man auf ein „tiefes Knochenlager“. (Ph. Schmitt, Kirche des hl. Paulinus, S. 427 — ebendort S. 392, die Nachricht über den „Brunnen“ von Mergen und St. Maximin).